



Susanne Stiefel,
Journalistin und Autorin

GLOSSENHAUER

Der Schein bestimmt das Reichsein

Neulich fühlte ich mich wie Dagoberta Duck. Ich hab' im Geld gebadet und ich hatte dieses debile Entengrinsen im Gesicht, das man von Donald Ducks Onkel kennt. Naja, es war vielleicht kein Vollbad. Sagen wir lieber, ich habe ein bisschen im Geld gewühlt und gefühlt und es dabei gezählt – aber auch das war ein super Gefühl. Es reichte nicht ganz für den berühmten Dagobertschen Kopfsprung. Aber ich konnte in den Scheinen locker ein Handbad nehmen. Es waren viele Scheine, nur wenige Münzen waren darunter, ist ja heute anders als in Zeiten der Goldtaler von Entenhausen: Der Schein bestimmt das Reichsein.

Mein Reichsein belief sich auf genau 1.634 Euro und einen Cent und inzwischen liegt alles auf der Bank. Mein Geld war das sowieso nicht, aber als ich es als Kassenspartie raus fischte und zählte, lag es in einer Art Bonbonniere aus Plastik, einem bauchigen Gefäß mit Eingriff, in denen in Tante-Emma-Läden Gummischlangen oder Kaugummis aufbewahrt werden. Also wunderbar geeignet, um darin Geld einzusammeln. Normalerweise versenkt eine gute Freundin in dieser schmucken Plastik-Schüssel ihre BHs. Sie hat sie ausgeräumt um Platz zu schaffen für den Scheinsegen. Sage keiner, Geld sei nicht sexy.

Aber es war vor allem so sexy, weil alles gespendet war. Gesam-

melt bei einem „Abend der spitzen Feder“ am 6. April im Schauspielhaus Stuttgart, der Vorstellung einer neuen Zeitung. Gespendet von den 400 Besuchern, die sich hier versammelt hatten, um mitzudiskutieren über den Verfassungsauftrag der Medien, über Transparenz, Glaubwürdigkeit und Unabhängigkeit. Oder auch den Klängen von Vincent Klink am Horn und Patrick Bebelaar am Piano zu lauschen. Mit ihrem Interesse und ihrer Spende unterstützten die Theatergänger das neue Zeitungsprojekt hier in Stuttgart, die spendenfinanzierte online-Wochenzeitung Kontext, die seit dem 6. April immer mittwochs neu auf www.kontextwochenzeitung.de zu lesen ist. Und am Samstag darauf gedruckt in der Berliner taz. Als eine von sechs Mitgründern habe ich gerne in diesem Geld gebadet. Geld kann eine Bestätigung sein, dass den Menschen eine Sache etwas Wert ist. Und es kommt als Wertschätzung bei den so Beschenkten an. In diesem Fall stinkt Geld nicht.

Geld beflügelt die Fantasie. Es regiert die Welt, wenn man dem Sprichwort glauben will. Money makes the world go round, wie im Musical munter geträllert wird. Es verdirbt wahlweise den Charakter, stinkt, macht sexy oder allein nicht glücklich. Es ist die Quelle vieler Vorurteile – Frauen können nicht mit Geld umgehen etwa. Es hat

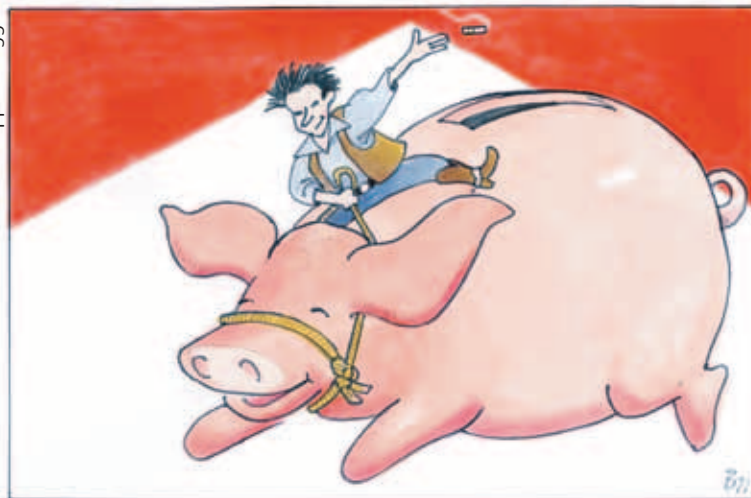
von A wie Asche über F wie Flöhe und M wie Moos bis hin zu Z wie Zaster unzählige Namen. Es gibt schmutziges, heißes, schnelles und altes Geld.

In der Finanzmarktkrise ist die Grenze des Geldes wieder deutlich geworden. Doch man muss mit Geld nicht zocken und wie im Casino auf Derivate statt auf Rot oder auf Swaps statt auf die Null zu setzen. Man kann zu vernünftigen Banken gehen, die das tun, was Banken tun sollten, nämlich zu anständigen Bedingungen Geld verleihen und es nicht verjuxen. Und man kann an sinnvolle Projekte spenden – in der armen Welt oder auch hier.

Und wer will, kann in vielen Gegenden sogar in die Regionalwährung wechseln. Mir persönlich gefällt ja die Schwarzwälder Blüte am besten. Sie verbindet aufs trefflichste Schein und Sein. Aber auch Rheingold und Hafensilber haben durchaus ihren Reiz.

Man kann Geld auch in Rauch auflösen. Wer nicht raucht, spart Geld. Komischerweise merkt man das nie am Geldbeutel. Das gesparte Geld versickert irgendwie unbemerkt im alltäglichen Kaufrausch. Deshalb habe ich beschlossen: So geht das nicht. Dieses der Sucht abgerungene, hart erkämpfte Rauchgeld muss ich anfassen können. Das muss sichtbar, fühlbar, sehbar sein, wozu soll sonst der Verzicht gut sein? Also habe ich einen Topf aufgestellt, in den jede Woche 20 Euro wandern. Nein, es ist nicht der BH-Topf der Freundin, den hat sie inzwischen wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt. Im September vergangenen Jahres habe ich aufgehört zu rauchen, inzwischen liegen dort 37 mal 20 gleich 740 Euro. Das gucke ich gern an und denke daran, dass ich dieses sinnlos verbrauchte Geld genauso sinnlos raushaue. Ich werde also nach einem Jahr Zigaretten-Abstinenz nach Mailand fliegen, mir einen Besuch in der Scala gönnen und den Rest in Mode anlegen. Sie sehen, auch ich erliege der Faszination des Geldes.

Karikatur: Sepp Buchegger



Der Geschmack von Freiheit und Abenteuer: Das Ex-Marlboro-Cowgirl



Das (gefährliche) Spiel mit dem Glück

Günther Zeltner, Leiter Suchtberatung der Evangelischen Gesellschaft Stuttgart (eva), im Interview mit Trott-war

Der Spielautomat neben der Teestube, der Lottoschein im Internet und die Sportwettenwerbung auf dem Trikot. Ist das die Zukunft des Glücksspiels in Deutschland?

Von Lea Held

Am 24. und 25. März trafen sich namhafte Größen aus Forschung, Politik, Spielebranche sowie Therapeuten aus ganz Deutschland und dem umliegenden Ausland an der Universität Hohenheim. Anlass war das zum achten Mal stattfindende Symposium „Glücksspiel“. Über unterschiedliche Glücksspiele wurde diskutiert. Außerdem wurden die Spiele aus den unterschiedlichsten Perspektiven nach ihrem Gefährdungspotenzial eingeschätzt.

An der Universität Hohenheim gibt es die Forschungsstelle Glücksspiel: Hier beschäftigt das Glücksspiel Mathematiker, Ökonomen, Juristen, Psychologen, Kommunikationswissenschaftler und Marketingfachleute. Untersucht wird zum Beispiel das Risikoverhalten, Bestimmungsgünde für Glück und menschlichen Spieltrieb, die Regulierung des Glücksspielmarktes sowie die Medienberichterstattung über Glücksspiel.

Der Glücksspielstaatsvertrag und öffentliches Glücksspiel

Bereits im September 2010 fiel das Urteil des Europäischen Gerichtshofs zum deutschen Glücksspielstaatsvertrag. Dieses Urteil macht Änderungen im Staatsvertrag nötig: „Das deutsche Glücksspielmonopol gekippt“ – so wurde vereinfachend in den Medien berichtet. Vor allem

Geldspielgeräte in Spielhallen und Gaststätten und die Sportwetten müssen auf eine neue rechtliche Grundlage gestellt werden. Die mit Glücksspiel verbundene Suchtgefahr muss bei allen Spielarten systemisch bekämpft werden. Nur dann ist das staatliche Monopol zulässig.

Eine Einigung der Länderchefs über die Eckpunkte für einen neuen Glücksspielstaatsvertrag liegt vor. Ab 2012 sollen sieben bundesweite Konzessionen für das Angebot von Sportwetten verteilt werden. Bei Fußballspielen soll künftig nur auf das Endergebnis, nicht wie bisher auf Zwischenergebnisse oder Torschützen gewettet werden. Bisher gab es einen weitgehend illegalen Sportwettenmarkt mit einem Umsatz von rund fünf Milliarden Euro nach Schätzungen (vergleiche Spiegel Online vom 6. April 2011).

Ziele des Glücksspielstaatsvertrags sind Spielsüchte insbesondere auch bei Jugendlichen zu verhindern und sie zu schützen, das Angebot einzudämmen und die Ordnung des Spiels sicherzustellen sowie Kriminalität abzuwehren.

Der Paragraph 2 des Glücksspielstaatsvertrags regelt den Anwendungsbereich des Vertrages: „Die Länder regeln mit diesem Staatsvertrag die Veranstaltung, die Durchführung und die Vermittlung von öffentlichen Glücksspielen.“

In Informationen des Glücksspiels der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) für Jugendliche und junge Erwachsene heißt es: „Glücksspiele sind Spiele, die nicht von der Geschicklichkeit der Spieler abhängen, sondern vom Zufall bestimmt sind. Die Spielregeln und die Gewinnmöglichkeiten sind so aufgebaut, dass nur ein Teil des Spieleinsatzes als Gewinnsumme ausgeschüttet wird. Der Spieler muss immer damit rechnen, seinen Spieleinsatz zu verlieren.“

Und weiter: „Möglichkeiten zum Glücksspiel wie zum Beispiel an Geldspielautomaten, in Spielhallen, Spielbanken (Casinos), Wettbüros



Fotos: Mimi Duttonhofer

„Klick mich ...“ ist fast schon ein magischer Appell – er müsste ergänzt werden durch „... und alles wird gut“

Sie braucht ein paar neue Stiefel, er ein paar tragbare Lautsprecherboxen. Beide wissen was sie wollen, nur nicht spezifisch, welches Produkt. Beratung muss her, aber kompetent und damit ist nun nicht der Fachverkäufer im Handel gemeint. Freunde sind die neuen alten Spezialisten in Sachen „Beratung“. Nachdem wir Muttis erfahrene, meist auch praktische, aber doch über die Jahre sehr an den Nerven zehrenden Ratschläge und Tipps für das Leben im Allgemeinen und für das Einkaufen im Besonderen ausgeschlagen haben, sind Freunde und Bekannte die nächste Adresse, um sich Rat für eine Neuanschaffung zu holen.

Von Mimi Duttonhofer

Früher griff man zum Telefon, oder verabredete sich gleich zu einer gemeinsamen Shoppingtour. All dieses ist veraltet im Zeitalter des Social Network. Facebook grüßt auch hier und Mark Zuckerberg (einer der Erfinder von Facebook) bereitet dem Handel sogar einen völlig neuen (Werbe)Markt.

Freunde und Bekannte werden dabei zu helfenden „Guides“ des Einzelhandels – ob sie wollen oder nicht. Werbung im Internet wird von den meisten „Surfern“ zwar als störend empfunden. Möchte man, so man unterwegs im WorldWideWeb ist, doch auch keine Bannerwerbung. Diese Werbung für Windeln oder einen Handyanbieter wird oft über die Seite gelegt, die man sich gerade anschaut. Zudem sind User bei aller Liebe und Freude am Internet immer noch skeptisch, was den Umgang mit ihren persönlichen Daten und Vorlieben anbelangt. Onlinewerbung ist also eine Gratwanderung.

Facebook wird Faceshop ...

Facebook scheint hier die optimale Lösung gefunden zu haben: die Vereinbarkeit von Ökonomie und Freundschaft. Wenn ein Freund die Meldung ins Netz stellt, dass er sich gerade ein neues Handy von Anbieter XY gekauft hat, und schreibt wie toll das ist, ist das eine perfekte Werbung für den Hersteller.



Das

Vom Leben und der Suche nach dem Sinn des Lebens handeln Janne Tellers Bücher

„Nichts. Was im Leben wichtig ist“ und „Krieg. Stell Dir vor, er wäre hier“ – die im Münchener Hanser Verlag erschienenen mutigen und brutalen Jugendbücher der Dänin Janne Teller stoßen eine Wertedebatte an, die nicht zuletzt deswegen verstört, weil Erwachsene im scheinbar sinnentleerten „Spiel des Lebens“ als positive Vorbilder ausfallen. „Krieg“ provoziert zudem durch die Vision eines Krieges in Westeuropa. Der zwingt Deutsche dazu, Asyl in der arabischen Welt zu suchen, weil nirgendwo sonst jemand fähig oder bereit wäre, die Flüchtlinge aufzunehmen.

Von Dirk Katzschnann

Vor kurzem berieten Programmverantwortliche in der ARD darüber, warum immer weniger Jugendliche das „Erste“ einschalten, während einige Privatsender ein Vielfaches von Zuschauern in dieser Zielgruppe erreichen. Nun braucht man sich nicht zu wundern, dass man mit Musikantenstadeleien zur besten Sendezeit und Talk-Shows mit den immer gleichen Vermarktungsexperten (der eigenen Person, einer Partei, einer Lobby oder eines anderen „Produkts“) junge Menschen nicht vor die „Glutze“ locken kann. Eher darüber, dass man zunehmend Sende„formate“ von Privatsendern abkuppert, die in dieser Zielgruppe erfolgreicher sind. Mit Sendungen, in denen Menschen vorgeführt und erniedrigt werden, wie im „Dschungelcamp“, mit bis zu zehn Millionen Voyeuren, eine der der-

zeit erfolgreichsten Sendungen. Auch Gaga-Shows, in denen Superstars, Supermodels und andere Sternchen sich vor hämischen und feixenden Juroren zum Affen machen, erzielen beschämend hohe Einschaltquoten. Dass in „Wetten dass“, dem biedereren Show-Dino des ZDF, kürzlich ein Kandidat bei einer völlig schwachsinnigen Wette seine Gesundheit aufs Spiel setzte und sie vor Millionen von sensationsgeilen Zuschauern verlor, passt in dieses Bild. Im vergangenen Jahr empfing der damalige niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff das Casting-Produkt Lena nach dem Gewinn des Eurovision Song Contests, eines medial hochgejazzten, grotesken Mutantenspektakels, nachts auf dem Hannoveraner Flughafens, als handele es sich um mehr als eine hinreichend begabte Schlagersängerin. Dass der inzwischen zum Bundespräsidenten mutierte ehemalige Landesfürst sich nunmehr

offensiv und öffentlich in den Freundeskreis des übel beleumundeten ehemaligen AWD-Chefs Carsten Maschmeyer eingereiht hat, über den die ARD kürzlich das Porträt „Der Drückerkönig“ sendete, hat offenbar ebenso wenig Anstoß erregt. Da erstaunt es auch schon nicht mehr, dass ein Plagiator wie Ex-Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg auch nach Bekanntwerden seiner in weiten Teilen abgekupferten Doktorarbeit noch der bis auf Weiteres beliebteste deutsche Politiker blieb.

So tun als ob – und dabei der „Beste“ sein

Vor diesem Hintergrund einer Gesellschaft, in der viele Menschen bloßer Popularität offenbar einen höheren Wert beimessen als dem Verdienst durch tatsächliche Leistungen, einer

Leben als Casting-Show

© 2008 Photographer Jean-Luc Bertini

lich blutigen Ernst des Lebens geht. Das 140-Seiten-Epos in der Tradition von William Goldings Klassiker „Herr der Fliegen“ enthält „literarischen Sprengstoff“ (so Christine Knödler in einem Essay in der März-Ausgabe der Zeitschrift UNIVERSITAS). „Es beschreibt, im größeren Rahmen einer grundsätzlichen Zivilisationskritik, die rasante Etablierung von Barbarei und endet so folgerichtig wie schließlich grausam.“ (Knödler)

Ausgangspunkt des Buches bilden drei Sätze: „Nichts bedeutet irgendetwas, das weiß ich seit Langem. Deshalb lohnt es sich nicht, irgendetwas zu tun. Das habe ich gerade herausgefunden.“ Von dieser Provokation ausgehend, so die Autorin in einem Gespräch, das ebenfalls in der März-Ausgabe der UNIVERSITAS zu lesen ist, „habe ich angefangen zu schreiben und innerhalb von zwei Wochen das Buch zu Papier gebracht. Für den Schluss habe ich dann allerdings mehrere Monate gebraucht, weil ich mir gewünscht hätte, dass es anders ausgeht. Aber es ging nicht, es musste so ausgehen.“

Vom „großen Sinn“ und den „kleinen“ schönen Momenten

Wie es ausgeht und warum, soll hier nicht verraten werden: Das verstörendste Buch, das ich seit Langem gelesen habe, lohnt die Lektüre allemal. Nicht zuletzt, weil es eben keinesfalls nihilistisch ist, wie man ihm oft vorgeworfen hat. Auf die Frage, was im Leben wichtig ist und wo sie den „Sinn des Lebens“ sieht, antwortet Janne Teller im UNIVERSITAS-Gespräch: „Jeder hat seinen Pierre Anthon, also die Frage nach dem Sinn, Unsinn oder dem Nicht-Vorhandensein eines Sinns im Kopf, das glaube ich zumindest. Manchmal spricht dieser Pierre Anthon lauter zu uns und manchmal leiser, aber latent ist er immer da. Natürlich habe ich keine eindeutige Antwort auf die große Sinnfrage. Ich selbst habe das Buch letztlich geschrieben, damit diese Frage mich weniger und seltener umtreibt, als sie das lange getan und mich daran gehindert hat, die nur scheinbar kleinen Wohlfühlmomente des Lebens entspannter zu genießen als früher. Ich musste dem Pierre Anthon in meinem Kopf zuhören und mich fragen: ‚Was mache ich mit Dir?‘ Ich habe gelernt, mich mit ihm anzufreunden, obwohl es mir auch einige Zeit nach dem Schreiben noch nicht ganz leicht fiel. Aber dann habe ich für mich gemerkt oder entschieden, dass er einerseits Recht hat. Wenn man es aus seiner Perspektive sieht, dass wir in diesem Erdenleben nur einen winzigen Moment existieren, könnte man natürlich denken, dass das Leben keinen Sinn hat und dass ‚Nichts‘ wichtig ist. Ich habe aber dann auch gemerkt, dass ich die Freiheit habe, eine eigene Perspektive einzunehmen und habe mich in aller Freundschaft von Pierre Anthon zwar nicht gelöst, ihn

aber loslassen können. Ich denke heute, dass man die Frage nach dem Sinn und der Bedeutung zwar sehr ernst, aber gar nicht so wichtig nehmen sollte. Carpe diem oder noch besser Carpe momentum wäre da ein Leitmotiv, die kleinen wunderbaren Momente, in denen man die Natur genießt, mit lieben Menschen zusammen oder einfach mit sich im Reinen ist. Um es ganz einfach zu sagen: Man ist lieber lebendiger als tot. Oder noch besser: Das Leben ist ein Geschenk.“

„Ich war ein Fremdling“

Janne Teller lebt heute sehr kosmopolitisch mit Wohnsitzen in Kopenhagen und New York. Ihre Kindheit verbrachte sie in Dänemark, wo sie sich aber häufig sehr fremd gefühlt hat. Auf die Frage nach der Herkunft ihrer Eltern und wie sie ihre Kindheit erlebt hat, antwortet Teller: „Meine Mutter stammt aus Österreich, aus Kärnten, nahe der slowenischen Grenze. Nach dem zweiten Weltkrieg wählte das Rote Kreuz die dünnsten Schulkinder aus und schickte sie in reichere Länder, damit sie für eine Weile Essen und ordentliche Verhältnisse hatten. Das war ganz banal: Die Kinder wurden mit Petroleum entlaust, gewaschen, in den Güterzug gesetzt, bekamen ein Schild um den Hals mit ihrem Namen und Angaben, in welche Familie sie sollten. Meine Mutter konnte kein Dänisch, und die Familie in die sie kam, konnte kein einziges Wort Deutsch. Aber es waren gute Menschen, und nach den ersten drei Monaten, die meine Mutter dort verbrachte, mochte sie die Familie so gern, dass sie bald zurückkam – und später als Erwachsene in Dänemark wohnen blieb.“

Mein Großvater väterlicherseits war Deutscher. Er war als junger Mann Soldat im Ersten Weltkrieg. Nach dem Krieg war ja in Deutschland



Gesellschaft, in der in einer deutschen Kulturhauptstadt bizarre Todestänze wie die Love-Parade zelebriert werden und Politiker nach dem Super-GAU in Fukushima vorgeben, ihr Denkmuratorium vorübergehend aussetzen zu wollen, bis das Wahlvolk begriffen hat, dass es ohnehin keine Wahl hat, außer der zwischen Pest und Cholera, trifft der Roman „Nichts. Was im Leben wichtig ist“ der Dänin Janne Teller offenbar einen Nerv. In diesem „mutigen und brutalen Buch“, wie es in einer Rezension hieß, geht es um die große Sehnsucht Jugendlicher nach Bedeutung in einer Welt, die, so Pierre Anthon, einer der Protagonisten, nichts mehr ist als ein sinnleeres „Spiel, das nur darauf hinausläuft, so zu tun als ob – und eben genau dabei der Beste zu sein.“ Erwachsene spielen in diesem Spiel nur „Rollen“ und kommen in „Nichts“ daher nicht vor. „Sie können den Heranwachsenden nicht vermitteln, was im Leben wichtig ist“, so der Untertitel der deutschen Fassung des Buchs, von dem inzwischen mehr als 150.000 Exemplare verkauft wurden. Ein riesiger Erfolg für ein Jugendbuch, in dem es nicht um pseudo-blutige Bisse im zwielichtigen Morgengrauen, sondern um den mitunter bitteren und wahr-

Anzeige

REISEFIEBER?

Aktivreisen • Last Minute
Familien Reisen
Sprach Reisen
Single Reisen
Billig Flüge



REISEFIEBER
DIE ANDERE REISEAGENTUR.

Tel. 07 11- 62 00 94 30 • Fax 62 00 94 59
Tübinger Strasse 72 • 70178 Stuttgart
www.reisefieber-stuttgart.de

So nah – so fern...

„Trott-war – die Straßenzeitung!“ hört man in einer Menschenmenge am Eingang zum Kaufhaus, in der Fußgängerzone oder einfach auf dem Weg zur nächsten U-Bahn-Station ... Wie oft sind wir schon vorbei gelaufen, ohne einen Blick darauf zu werfen, völlig auf andere Dinge konzentriert. Zu fern zu mir, zu unpassend zur Umgebung, fast unsichtbar? Ein Straßenverkäufer neben einer noblen Boutique oder in einem schönen Garten-Café – es geht doch zu weit!? Ein soziales Thema auf der Trott-war-Titelseite neben riesiger Werbefläche für Luxusgüter ... Weitere Gegensätze sind nahe liegend.

Von Evgenia Motz, Fotos von Rolf Hafner

Hat man vielleicht angehalten und die Zeitung gekauft? Konnte man sich danach noch an den Verkäufer erinnern? War man trotz räumlicher Nähe doch zu weit weg von ihm? Oder umgekehrt: Ist uns mal ein Straßenverkäufer so aufgefallen, dass man nun einen in-

teressanten Gesprächspartner in ihm entdeckt hat? Wie empfindet er die tägliche ferne/nähere Umgebung?

Nehmen wir die Porträts weg vom Hintergrund. Kommen Ihnen diese Leute bekannt vor oder erinnern vielleicht an jemanden? „Das könnte mein Physiklehrer sein.“ „Die Frau könnte als Logopädin arbeiten.“ „Er

sieht wie ein Kino-Regisseur aus ...“, hört man oft beim Betrachten. Ein weiteres Déjà-vu-Erlebnis?

Auf jeden Fall erkennt man bei näherem Betrachten deutlich: Hinter der roten Weste und der Trott-war-Zeitung steckt immer ein Mensch. Eine weitere Persönlichkeit aus unserem weiten Weltnetz – unser Mitbürger. ■



Freundlich-verbindlich wie immer: Doris Walter

geb. 1965, verkauft meist in Stuttgart-Zuffenhausen und in Leonberg.

Der Verkaufsort für Trott-war ist nah. Weiter weg ist da schon Afrika. Oder der Mond. Selbst noch Reutlingen oder Tübingen sind weit. Stuttgart und Leonberg dagegen nicht. Und die Sommerzeit mit den Ferien an der Nordsee ist gleichzeitig fern und rückt doch immer näher ... Ihr Kind ist ihr nah, ihre Freundin, ihr Patenkind. Fern sind ihr dagegen „Designerklamotten, die nicht mit uns Verkäufern reden.“



Tomas Schuler

geb. 1945, verkauft in Esslingen, Plochingen, Marbach, Herrenberg – und macht Stadtführungen.

Die Trott-war Leute: Die sind nah. Die Familie. Die Freunde. Fern dagegen sind noch die gemeinsame Hochzeitsreise mit seiner Frau Iris. Die führt im Sommer in den Norden. Ein weiter Weg also vom „hohen Süden“ in den „flachen Norden“. Die Gäste bei den Stadtführungen sind nah, wenn er ihnen sozialkritische Punkte in der Stadt erläutert. Abends kann man dann – nah beieinander – den fern gewordenen Arbeitstag an sich vorbeiziehen lassen. Und von unerreichbar weit entfernten Zielen auf der anderen Seite des Erdballs träumen.



Ein Quäntchen „Mehr“

Die „EAler“, wie sie im Haus genannt werden, sind aus dem Trott-war-Alltag nicht wegzudenken. Sie sind da, wenn man sie ruft, sie kommen, wenn man sie braucht, und sie sind auch bei Vorbereitungen zu Veranstaltungen eingebunden, die noch geplant sind. Damit unterscheiden sie sich noch nicht vom „normalen“ Ehrenamtlichen. Die vom Ehrenamtlichen Club, die EAler eben, sind aber anders. Sie gehören dazu – sind Teil vom Ganzen.



Foto: Joachim Hempel

Die Aufnahme entstand bei einem der jüngsten regelmäßigen Treffen der EAler, die eigens für diese Aufnahme den „runden Tisch“ im Verkäufertreff gegen den Versammlungsraum tauschten

Von Joachim Hempel

Ehrenamt und ehrenamtliches Engagement – das hat viele Facetten: vom „mal so mithelfen“ bis zum sich bei Bedarf einbringen. Meist geht es hier um einen Zeitaufwand, der durch Mitarbeit bei verschiedenen Anlässen wie Festen oder Großveranstaltungen von Vereinen und Organisationen gefragt ist. Ehrenamtler können aber auch anders. Da gibt es zum Beispiel Handwerksmeister oder Leute, die viel Erfahrung aus einem langjährigen Berufsleben mitbringen. Die werden dann zum Beispiel Schülerpaten – oder gehen sogar für längere Zeiten in Länder der Dritten Welt, um ihre Erfahrungen (meist kostenlos) einzubringen.

Ganz verschieden davon ist das Konzept, das hinter dem EA-Club bei Trott-war steckt. Hier sind es zwar auch Interessierte aller Altersstufen und mit den unterschiedlichsten Bildungs- und Berufshintergründen, die dem Sozialunternehmen Trott-war verbunden sind. Aber diese Ehrenamtler haben einen ganz anderen „Stellenwert“ als andere, als „Externe“. Trott-war hat so viel Bedarf an engagierten Helfern, dass dieser „Club“ zu einem geradezu unverzichtbaren „Bestandteil“ von Trott-war geworden ist.

Spannende Aufgaben

Als vor zwei Jahren der EA-Club beim Ehrenamtspreis des Bundeslandes „in die Wahl“ kam, war dieser Club noch jung. Gegründet von Gaby und Dieter Ruepp, und jetzt weiterhin von ihr geleitet, hat sich der EA-Club von der reinen Mithelfer-Riege zu einem festen Bestandteil des Unternehmens Trott-war entwickelt. Die Aufgaben sind vielfältig und gehen über die Teilnahme an Flohmärkten oder dem Lab-Festival oder Weihnachtsmärkten weit hinaus. Diese Events stehen zwar immer noch auf dem Programm – sind aber doch nur mehr ein Teil vom Ganzen.

Beim EA-Club geht es schlicht um ein „Mehr“. Ein Mehr an Kompetenz, ein Mehr an Mitarbeit, ein Mehr an Engagement. Das kann dann schon wieder so „geräuschlos“ vonstatten gehen, dass man hier bei Trott-war das Gefühl bekommt, die Mitarbeiter sind keine Ehrenamtler. Sondern sie sind „echte Mitarbeiter“, die sich nur aus Spaß als Ehrenamtler „tarnen“. Wie sonst könnte man auch eine Mitarbeiterin, die allmonat-

lich zu festen Zeiten zum Korrekturlesen kommt, auch bezeichnen. Oder wie sollte man eine andere Mitarbeiterin sehen, die sich Monat für Monat beim gewiss zeitraubenden Versand der Abonnenten-Exemplare engagiert. Oder wieder andere, die sich über das sicherlich unbedingt notwendige Backen von Kuchen, das Stricken von Socken, das Verkaufen auf Märkten noch in eher „sozialarbeiterischen Bereichen“ engagieren. Also Krankenbesuche unternehmen, bei Einkäufen helfen, auch mal bei Gängen zu Behörden dabei sind oder Hand anlegen bei Umzügen und in Einrichtungsfragen beraten.

Kunstgewerbliches „Made for Trott-war“

Über all diese weitergehenden Arbeiten sollte nicht vergessen werden, dass sich Trott-war und eben auch der EA-Club stets nach außen öffnen. Ohne die Mithilfe, die Unterstützung von Helfern und Freunden, ohne das Engagement und die Spendenbereitschaft unserer „Unterstützer“ hätten wir vieles von dem, auf das alle Mitwirkenden stolz sein können, nicht schaffen können. Gerade in diesem Zusammenhang suchen die EAler noch Kunstgewerbliches und Fantasiévollles „Made for Trott-war“. Gefragt sind zum Beispiel Patchwork, Mosaik, Perlenkreationen, Gefilztes, Feinstickerei oder Filetarbeiten, Häkel- oder Strick-Kunstwerke, Batiken, Marmoriertes, Handytäschchen und alles, was Sie als Leser sich so an Handgefertigtem auf einem vielseitigen Trott-war-Verkaufsstand vorstellen können.

Es ist eben dieses Quäntchen „Mehr“, das die Arbeit vom EA-Club so ungeheuer spannend, aber auch so erfolgreich werden lässt. Brote schmieren, Kuchen backen war gestern und wird sicher auch morgen wieder sein. Aber die Mitarbeit in Bereichen, die man gemeinhin als Assistenz bei Führungsfunktionen bezeichnet, ist dann doch eher schon ungewöhnlich. Aber es ist ein Modell, das so – und nur so – eigentlich den Weiterbestand vom Ehrenamt gewährleistet. Das nächste Treffen findet am 12. Mai in den Räumen von Trott-war, in der Hauptstätter Straße 138a in Stuttgart (beim Marienplatz) statt. Beginn ist um 18 Uhr. ■